

Lieb Vaterland.

Roman von Rudolph Strach.

(18. Fortsetzung.)

Sie hatte noch Zeit bis zur Abfahrt. Sie ließ sich vom Kellner Tinte und Feder bringen und schrieb in hastigen Zeilen an ihre Freundin, das einstige Fräulein von Frisching, die nun dort drüben in Südwestafrika als Farmersfrau lebte:

Liebe Magda!

Vor langen Jahren haben wir als junge Mädchen einmal nachmittags in Berlin im Hotel Adlon gesessen und von dem armen Robert Gellin gesprochen, dessen Todesnachricht eben aus Südwestafrika angekommen war. Inzwischen hast Du deinen Bruder dort geheiratet. Ich aber lernte an jenem Nachmittag meinen späteren Mann kennen. Ich wollte, die Stunde wäre an mir vorübergegangen. Mir hat sie keinen Segen gebracht. Meine Ehe ist sehr unglücklich geworden. Sie wird jetzt geschieden. Mein Kind ist tot. Ich lehre mit leeren Händen nach Deutschland zurück und habe nur noch den Wunsch, mich mit Anstand irgendwie durchs Leben zu schlagen.

Zunächst erwartete mich in Potsdam die Pflege meiner Mutter. Sie ist sehr krank. Die Ärzte lassen über kurz oder lang das Schlimmste ahnen. Solange sie uns erhalten bleibt, ist natürlich mein Platz bei ihr. Aber dann?

Du hast mich vor einem Jahr in Berlin als Braut im Spaß eingeladen, auch nach Sümpfen hinüberzukommen. Heut'nehm' ich Dich beim Wort. Hand aufs Herz: Kannst Du mir, dort draussen? Auf Eurer Farm? Oder sonst irgendeine Familie dort? Ich hoffe doch! Man hört doch immer, wie sehr noch dort arbeitswillige Hände not tun.

Ich schreibe Dir ganz offen. Du warst immer ein ehrlicher, großer Kerl, schon in der Zeit, wo wir alle noch dumme Mädchen waren und die Köpfe voll Arminstrams hatten und uns einbildeten, man sei zum Vergnügen auf der Welt. Du wirst mich auch jetzt nicht im Stich lassen, sondern mir gleich antworten. Das weiß ich. Es dauert ja doch ein Vierteljahr, bis ich Deinen Brief kriege. Aber es hat ja vollauf Zeit.

Schreib' mir nicht, daß ich Dir leid tue, sondern ob ich kommen kann. Geld bringe ich keinen Groschen mit, das sag' ich gleich! Nur meinen guten Willen, Gesundheit und ein gottlos noch unvergastet Herz. Grüße unbekannterweise Deinen Mann von mir und sei im voraus bedankt und geküßt von Deiner alten

Grete.

Der Brief war nach dem Postamt Windhoet abgefertigt und noch in Eile eingeschrieben. Der Zug hatte seine Fahrt nach Berlin wieder aufgenommen. Die Käuferreihen Rölls glitzten vorüber. Margarete sah am offenen Fenster. Der Abend kam herein. Das war nicht die weibliche schwüle Luft der Seine. Es war deutlicher Frühling — leichter Regenschauer — leichtes Sonnengeld im Westen — frische Kühle. Und dann plötzlich die Weite: Da lag der Rhein. Mächtig ragten an seinen Ufern die Klirren. Auf seinen Wellen lebte es von Schiffen. Weit hin rauchten die Schloten. Laufende von farbigen Lichtern spiegelten sich rechts und links vom Zug in dem heiligen Strom.

19.

Zu gleicher Zeit mit Margarete Feddersen hatte auch der Generaldirektor Malloney den Kölner Hauptbahnhof betreten gehabt. Er kam nicht wie sie vom Westen her, sondern vom Norden aus England. In dem Ostender D-Zug hatte niemand sonderlich auf den kleinen, jovial mit Kellnern, Schaffnern und Trägern scherzenden Herrn geachtet. Aber als er jetzt, im Gedränge des Wartesaals sitzend, ein Glas Bier trank, riß ein Vorübergehender plötzlich den Hut vom Kopf. Drüben am Tisch erkannte ihn ein Zweiter und verbeugte sich, vom Stuhl aufspringend. Der Zeitungsvorläufer auf dem Bahnsteig stand strammer und grüßte militärisch. Und wie der Stahlgewaltige nun wieder den Zug bestieg und noch eine Stunde weit von Köln durch das Dunkel in das Ruhrgebiet hinein fuhr, da wuchs von Station zu Station sein Ansehen. Die Mitreisenden musterten ihn neugierig, Herren mit Altkammappen unter dem Arm grüßten. Auf der kleinen Station, auf der er den Wagen verließ, dienerte alles. Sein Auto wartete und führte ihn in das Reich der Kohle und des Eisens hinein. In unendlichen Umrisen wölbten sich die Schladenhügel unter langgestreckten Fabrikgebäuden. Die Schornsteine ragten einzeln, in Gruppen, wie Pappelsäulen in die Luft, Schwaches Funtensprühen beriet ihre Spitze, matts Leuchten am Horizont die Hochöfen, deren frühere schwarze Glut sich nun auch still in Kraft umschlehte. Am Eingang hielt der alte Invalide Wache und schob da's Tor zurück.

„Guten Abend, Herr Generaldirektor!“

„Guten Abend! Ist Herr Lünemann noch im Kontor?“

„Befehl, Herr Generaldirektor! Herr Lünemann ist ja immer dort!“ Der Generaldirektor Malloney hatte seinen Wagen verlassen und steuerte vorsichtig über die schlammigen Höfe dem Lichtschein zu, der aus einer Reihe Fenster zur ebenen Erde drang. Ohne anzuklopfen, trat er ein. Innen war es blendend hell. An einem mächtigen Tisch, in einem mächtigen Raum sah ein einzelner Mann, über ein Schreibbrett gebeugt. Weißste, Zettel, aufgeschlagene Logarithmen-Tabellen lagen um ihn. Er war so in seine Flugbahnberechnung vertieft, daß er nicht aufschah, sondern, in der Meinung, den Bureauhilfen vor sich zu haben, zwischen seinen Zahlen murmelte:

„Krause... so gegen zehn müssen Sie mir Kaffee kochen! Ich habe bis in die Nacht hinein zu tun!“

„Wenn ich Sie nicht vorher zu Bett schicke, mein Güte!“ sagte der Generaldirektor gemächlich und tat Hut und Stock in die nächste Ecke. „Glauben Sie nur nicht, Lünemann, daß ich das erst abwarde, bis Sie mir mit den Herren zusammenklappen, mit Ihrem unsinnigen Arbeiten in letzter Zeit. Es ist mir gar nicht wegen Ihnen zu tun! Aber ich brauche Sie! Sie sind nun mal der einzige von der ganzen Blase, zu dem ich Vertrauen hab!“

„Außerdem haben Sie das Talent, mit mir auszukommen!“ fuhr er fort, seinen Mantel über den nächsten Stuhl werfend. „Das glückt auch nicht jedem! Ich bin ein elterlicher Kerl, ich weiß es! Aber Sie mit Ihrer gesegneten biden Haut... Herr Gott, sieht der Mensch aus!... Wenn Sie mir umfallen, Moritz dann wehe Ihnen! Dann enterb' ich Sie! Dann such' ich mir einen anderen Tronfolger für den Betrieb hier!“

„Ich werde nicht krank!“, sagte Moritz Lünemann kurz und beinahe verächtlich. Er hatte sich erhoben. Sein Gesicht hatte bei aller Energie einen überarbeiteten Ausdruck. Der kurze Vollbart ließ es älter erscheinen, als er war. Und mehr noch der Ernst in seinen grauen Augen.

Malloney war schon wieder beim Geschäft. „Also die Argentinier befehlen sich?“ forschte er vergnügt und rieb sich die Hände.

„Den Auftrag kriegen wir sicher herein. Haben Sie unsere Konstantinopeler Cobe-Depesche noch nachgeliefert bekommen?“

„Wegen der Balkanbahn?“

„Ja. Augenblicklich steigen unsere Aktien am Goldenen Horn wieder rapide: Ich denke, wir drücken die belgisch-französische Gruppe ganz an die Wand!“

Malloney lachte. „Also kriegen wir endlich auf dem Balkan Luft! Ein Segen! Ich hab' den ganzen Flohvirtus schon die bis an den Hals. Geschicht der Herren Feddersen und Anhang ganz recht. Warum lassen sie nicht mit sich reden! Ich hab' seinerzeit in Paris Herrn Charles Feddersen gute Worte gegeben, wie 'nem tranken Gaul. — Re... er wollte nicht! Unter uns: er ist überhaupt ein Esel! Übrigens... vorhin hab' ich seine Frau gesehen!“

„So?“ sagte Moritz Lünemann, anscheinend ganz gleichgültig.

„Sie soß in Köln auf dem Bahnhof und trank Kaffee. Schien auf der Reise zu Muttern. Eine schöne Person! Das muß ihr der Teufel lassen!“

„Haben Sie auch mit ihr gesprochen?“

„Ree! Wie komm' ich denn dazu! Ich werde doch nicht mit der Konkurrenz anbandeln! Außerdem sammelte es doch gerade zu meinem Zug!“

Der Generaldirektor hatte die Briefe durchgesehen und nichts besonders Wichtiges gefunden. Er gähnte.

„Ich hab' Hunger“, sagte er. „Wissen Sie was, Lünemann: Kommen Sie mit mir hinüber und leiten Sie mich Gesellschaft zum Abendbrot. Mit ihrer verfluchten Bilanz hat's Zeit. Und ich bin ein armer Strohhalm! Frau und Kinder bei den Schwiegereltern! Also los!“

Malloney hatte sein Haus mitten zwischen die Fabrikgebäude hineingebaut. Ob er da nun in der Baderanne saß, ob er sich rasierte, ob er Gäste bei sich sah — von jedem Fenster aus konnte er jeden Augenblick den Betrieb überblicken. Das nannte er Schönheit der Lage. Nerven waren ihm unbekannt. Höchstens daß er, wenn der Dampfhammer besonders in Tätigkeit trat, ein Fenster schloß. Aber sonst fühlte er sich wohlwohl in dem Lärm und Leben. Die beiden Männer hatten nur wenig Schritte bis zu seiner Wohnung zu gehen. Er kam dort unerwartet an. Aber er hatte das Haus an den Grundstücken „Zeit ist Geld!“ gewöhnt. In unbegreiflich kurzer Zeit sah er mit seinem Gefährten am gedeckten Tisch und goß ein.

„Trinken Sie, Lünemann! Das bringt Sie auf andere Gedanken! Ich weiß nicht, früher hatten Sie so was Humoristisches hinter den Ohren.

Das ist Ihnen aber allmählich ganz abhanden gekommen!“

„Sie wissen ja, was passiert ist, Herr Malloney!“

Der Generaldirektor ließ Messer und Gabel sinken und schaute lachend, den Kopf schüttelnd, sein Gegenüber an.

„Zu toll!“ sagte er endlich. „Sie hatten ich nun immer für 'nen vernünftigen Menschen gehalten, alter Freund und Kupferstecher... Und gerade Sie machen ausgerechnet diese Riesendummheit!“

„Im Geschäft doch nicht!“

„Ree, gottlob! Da sind Sie schlau wie ein Bauer! Sie seifen mir die Konkurrenz so treuherzig ein! Aber man ist doch auch Mensch — nicht? Und da... Sehen Sie mal, Lünemann: ich hab' Sie doch gemacht, sozusagen! Ich hab' Sie aus dem Nichts herausgeholt! Vorläufig bin ich ja noch hier der Mann an der Spitze. Immerhin: der Mensch wird älter. Jeder Kartengaul muß 'mal ausknäulen. Ich brauch' allmählich auch Entlastung. Drum ziehe ich mir Sie als Nachfolger heran.“

„Ich arbeite ja auch nach Kräften, um Ihr Vertrauen zu rechtfertigen, Herr Malloney!“

„Ja, mein Vertrauen! Aber Ihres schenken Sie mir nicht! Sonst hätten Sie mir längst eingestanden, was eigentlich in aller Zeufels Namen vor 'nem Vierteljahr in Sie gefahren ist, daß Sie plötzlich Ihre Verlobung aufgelöst haben.“

Es war eine Pause. Dann hab' der Generaldirektor ärgerlich wieder an:

„Ja — das kenn' ich: Achselzucken und Schweigen! Sie sind ein verstockter Mensch, mein lieber Moritz! Sie haben den richtigen hannoverschen Dickhäut! Aber irgend 'was muß doch in dem gedämmert haben, das Sie zu dem verblüffenden Entschluß brachte. Sie jubeln doch noch ganz fidel mit mir nach Paris, kamen von dort zurück, ohne daß 'was Besonderes in Paris passiert war... und dann auf einmal... ein paar Tage darauf... ich denke, mich rührt der Schlag.“

„Erzählen Sie mir doch dies Gespräch, Herr Generaldirektor.“

„Ree, mein Lieber — die Sache hat zu viel böses Blut gemacht! Wo ich hinten an, werde ich jetzt noch drauf angedreht. Das Mädchen war doch weiß Gott nicht die erste Beise! Der Alte sitzt hier zwischen Rhein und Ruhr in jedem zweiten Aufschickstrat... verdient gut und gern meine dreihunderttausend jährlich... Wenn er mich sieht, macht er ein Gesicht, als hätte er auf 'ner Spinne geiffen!... Er denkt, ich steck' dahinter! So muß ich nun Ihre Sünden abbüßen, Lünemann!“

„Was eine Notwendigkeit war, Herr Malloney, das kann kein Unrecht sein.“

„Aber warum war es denn notwendig? Hat es denn Streit zwischen Ihnen und Ihrer Braut gegeben?“

„Gar nicht!“

„Oder mit dem Olen?“

„Auch nicht!“

„Oder war Ihnen die Mitgift nicht recht?“

„Die war viel zu groß!“

„Ja, da werd' der Kuckuck draus flug! Der Generaldirektor Malloney schlug zornig mit der Faust auf den Tisch. „Mensch... wenn ich Sie nicht so verflucht gern hätte — man kommt sich ja dumm vor, wenn man Ihnen die Silben aus den Zähnen reißt... Haben Sie mir denn wirklich nicht mehr zu sagen...?“

„Rein, Herr Malloney! Ich kann nicht. Das sind Dinge, die jeder mit sich abmachen muß!“

„Also lassen wir's!... Aber verbessert haben Sie Ihre Position hier am Rhein mit der Geschichte nicht. Wenn Sie ein zweites Mal wo anklopfen, wundern Sie sich nicht, wenn Sie auf äußerste Kühle stoßen!“

„Es braucht ja nicht jeder zu heiraten!“ sagte Moritz Lünemann und erhob sich zugleich mit dem anderen, um im Nebenzimmer eine Zigarre zu rauchen, „ich für meine Teil werde es wohl überhaupt lassen!“

Der Generaldirektor knipste bedächtig die Spitze von seiner Henry Clay.

„Sie sind noch jung, mein Güte!“ meinte er. „Und ich bin ein alter Esel. Also hören Sie auf die Stimme der Weisheit: Man soll nichts verschwören!... Einmal kommt der Tag...“

„Bei mir nicht mehr!“

Moritz Lünemann zögerte einen Augenblick. Er war blaß geworden. Dann setzte er mit rauher Stimme hinzu: „Ich möchte Ihr Vertrauen nicht zurückweisen, Herr Malloney. Ich täte Ihnen unrecht. Ich weiß, wie sparlich Sie damit sind. Sie erzählten vorhin, Sie hätten heute Madame Charles Feddersen auf dem Kölner Bahnhof gesehen...“

„Ja!“ bestätigte Malloney, ein wenig verwundert.

„Nun — das war einst meine Liebe.“

„Aber... obwohl sie diesen reichen Menschen mit vorgezogen hat...“

„Herrgott... ja...“

... und das wird sie immer sein!... Darum hab' ich gesagt, ich heirate nicht mehr! Und nun erlauben Sie mir, daß ich wieder hinüber an die Arbeit geh, Herr Generaldirektor! Ich will die Schiefertafeln auf alle Fälle fertigstellen, falls die griechische Regierung doch bei uns anklopfen sollte...“

Er reichte dem andern die Hand und ging. Auf dem Tisch harrten die Flugbahnberechnungen und Logarithmentafeln. Er setzte sich und klingelte dem alten Diener:

„Krause — haben Sie mir Kaffee gekocht?“

„Jawohl, Herr Lünemann! Aber...“

„Na — was denn „aber“?“

„Herr Lünemann sollten doch Ihre Gesundheit mehr schonen! Herr Lünemann überarbeiten sich ja!“

Moritz Lünemann hatte seinen blonden energischen Kopf schon über den Tabellen.

„Lassen Sie es gut sein, Krause!“ sagte er zerstreut, hall in die Zahnlentzen vor ihm versunken. „Die Arbeit — das ist schließlich doch das Letzte, was man hat...“

20.

Draußen auf der Straße klapperten Hunderte von Hufen, schaukelten weiß-schwarze Fährchen über roten Attilas. Die Potsdamer Leibgardehusaren ritten vorüber. Ihre Trompeten bliesen den Finnischen Reitermarsch — erst wild, dann wehmütig klangen die Töne... hielten in den leeren Zimmern wider... stärker als früher, da noch der atmobiische Hauskrat der Generalin von Teuffern sie erfüllt hatte. Jetzt war alles ausgeräumt, die Fenster offen, daß der Morgenrothenschein in die verlassene Wohnung strömte. Der Boden rein gefegt. Auf ihm lasteten ein paar geschlossene Koffer. Auf dem einen saß Margarete Feddersen, in tiefem Schmerz. Vor ihr stand ihre Schwester Gertrud ebenso wie sie in Trauer. Als der Kriegerische Lärm draußen verweht war, erhob sich Margarete wieder. Ihr schönes Gesicht war blaß und schmal geworden.

„Mir glückt nur noch das Begraben, Gertrud!“ sagte sie. „Nun auch unsere gute Mama!... Wenn ich so denke, den, den ich lieb gehabt hab', hab' ich nicht getriegt — ich habe meine Eltern verloren... mein Kind ist tot... von meinem Mann laß' ich mich scheiden... Mir ist zumut, als hätte ich schon ein langes Leben hinter mir. Und dabei hab' ich noch ein paar Jahre bis zu dem Dreißig!“

„Nun eben, Grete!“ Die kleine Hauptmannsrau, die aus ihrer schlesischen Garnison an das Sterbebett der Mutter gekommen war, hatte rotgeränderte Augen. „Du bist doch noch so jung... Es wird schon alles gut werden! Du bist jetzt natürlich angegriffen. Du hast Mama dies Vierteljahr so aufopfernd gepflegt. Wir alle haben Dich bewundert. Der Doktor hätte Dir das zugetrout — der Doktor sagte gestern, Du hättest seit Monaten keine ruhige Nacht und tagsüber keine ruhige Stunde gehabt...“

„Es war ein Segen für mich!“

„Aber Deine Gesundheit hast Du dabei ruiniert, meine arme Grete!“

Die junge Frau schüttelte den Kopf.

„Im Gegenteil: Ich habe gesehen, daß ich noch zu etwas nützlich sein kann! Das hab' ich gebraucht! Das Bewußtsein hat mir gefehlt. Nun wird es auch dort drüben, in Südwestafrika, mit mir gehen...“

Die Schwester fing an zu weinen.

„Du, Grete... ich hab' meinem Mann geschrieben! Er ist auch damit einverstanden! Ich fahre heute mit Dir nach Hamburg!“

„Das ist gar nicht nötig!“

„Doch! Ich bring' Dich bis aufs Schiff!“

„Das Schiff geht ja erst nächste Woche!“ Margarete nahm vorsichtig aus ihrem Reißetaschen einen auf bunnes, überfeines Papier geschriebenen Brief und überflog ihn zum hundertsten Mal. „Ein Glück, daß mir Magda Gellin alles so genau aufgezeichnet hat... an wen ich mich zu wenden hab', wenn ich glücklich drüben bin... und wie die Eisenbahnstation im Innern heißt, wo ich dem Zug muß... mir ist eine Zentnerlast von der Seele gefallen, wie ich neulich Ihren Brief trieg und las: Natürlich können wir Dich hier brauchen... Ich wollt', ich wäre schon dort!“

Ihre Schwester seufzte.

„Später, wenn die Kinder erst größer sind“, sagte sie, „dann rutsch' ich hinüber und besuche Dich auf Deiner Farm!“

„Wie komme ich denn zu 'ner Farm, Gertrud?“

„Dein Scheidungsprozess ist doch bald zu Ende. In ein paar Monaten bist Du frei...“

„Ja...“

„Und dann wirst Du doch natürlich drüben wieder heiraten.“

Die junge Frau wandte sich ab.

„Man kann sich auch sonst nützlich machen!“ sagte sie ruhig. „Gottlob — da kommt der Wagen...“

Die bestellte Droschke rasselte heran und brachte die zwei jungen Frauen auf die Bahn. Der Zug sollte dahin. Noch ein paar Stunden wurde der blaue Sommerhimmel bleifarben vom Rauch. In der Ferne war ein undeutliches Gemimmel von Rosten und Schloten, Menschengewühl in den Hallen des Hamburger Klostertor-Bahnhofs. Ueber dem Jungfernstieg klatterten die Möwen. In dem Hafen unten, durch den Margarete und ihre Schwester des Nachmittags fuhren, um sich den für nächste Woche nach Swakopmund fülligen Dampfer anzusehen, blies der Wind von Uebersee. Stumm schauten die beiden das gewaltige Bild. Das war kein Hafen wie andere. Es war, als sei eine große Industriegegend am Niederrhein hunderte Meilen unter Wasser geraten. Mächtig ruhten die Schiffstrosse auf den Werften, qualmten die Fabrikshote, klappten die Tore des Schwimmbocks, erhoben sich die zehnstufigen Strohreihen der Freibränsel. Es roch nach Kaffee und Gemürzen. Eisenbahnzüge rollten zwischen Wasser und Wärenscheppen, die Krane rasselten und fuchtelten mit tausend Armen, hundert Dampfer schossen durch die gepflügten, plätschernden, schäumenden Wellen, unermüdlich klang das geduldige Klappen unzähliger Hämmer, das Keuchen der Maschinen, das Heulen der Sirenen über den weichen Dampfnebelchen, die wie Granatentrauch im Hafengraue schwebten — jedes einzelne ein Nippon und alles zusammen ein Hohelied der Arbeit über Land und Meer.

In einem der Häfen hatten Margarete und ihre Schwester ihren Dampfer entdeckt. Er lag noch still. Noch kam kein Rauch aus seinen gelben Schloten, wehte der blaue Wimpel nicht vom Mast. Aber auf ihm war schon Leben. Die Krane arbeiteten. Die Menschen liefen ab und zu. Ueber die Borwand grinsten das gelbbraune Gesicht eines Kassenheizers herunter. Es war das erste Bild aus der neuen Heimat.

Heimat... Margarete Feddersen lächelte trübe. Wo war denn noch eine Heimat für sie? Sie hatte Gertrud, die nachmittags noch zurückkehren wollte, um nachts bei Mann und Kindern in Schlesien zu sein, an den Bahnhof begleitet. Ein letztes Türschließen, der letzte Schein eines vertrauten Menschengesichts, dann fühlte sie sich, als sei sie umdrehte und die Halle verließ, zum erstenmal in ihrem Leben ganz allein — mutterseelenallein in der großen Stadt — verlassen auf der weiten Welt.

Sie ging langsam zur Lombardbrücke hinunter und die Binnenalster entlang. Sie sagte sich: Du hast's ja gewollt! Vor der Abfahrt siehst Du ja noch alle Deine Geschwister. Sie kommen herüber. Bis dahin ist's besser, einfach zu sein. Auch das will gelernt sein. Und noch manches im Leben!

Ein Glück, daß einen hier in Hamburg niemand stören konnte. Sie suchte beim Betreten des Hotels zusammen, als sie hinter sich eine Herrenstimme hörte:

„Gnädige Frau!... Gnädige Frau!“

Sie dachte sich noch: „Ach was, das ist ein Irrtum!“ und ging weiter, ohne den Kopf zu wenden. Aber es klang wieder:

„Gnädige Frau... Frau Feddersen...“

Nun mußte sie Halt machen. Da stand der Generaldirektor Malloney. Er lächelte erfreut und bot ihr die Hand. Wahrscheinlich ahnte er noch nichts von ihren Schicksalen. Er hielt sie einfach für die Millionärs-Gattin, Madame Charles Feddersen aus Paris. Sie suchte von ihm wegzukommen. Sie legte flüchtig ihre Hand in die seine und sagte, mit der Kühle der Weltbame:

„Dh... Herr Generaldirektor... Sie hier...“

„Ja, wissen Sie, weswegen?“

„Wegen Ihnen!“

Sie sah den anderen mit großen Augen an. Was wollte er denn von ihr? Er war ihr doch nur einmal im Leben, damals in Paris, im Kontor, persönlich begegnet. Er machte eine einladende Handbewegung nach zwei Lehnstühlen in der Nähe. Sonderbar: in diesem Moment hatte er etwas direkt Berlegenes an sich, das ihm kein Mensch zugetraut hätte. Er fühlte es auch.

„Ja, das ist eine heikle Sache!“ sagte er und setzte sich. Sie folgte seinem Beispiel. Die Leute fügten sich schließlich immer seinem Willen. „Ich hab' glattweg Angst vor Ihnen, gnädige Frau!“ Sie können mir die ausgesprochenen Leute aus'm Aufschickstrat schicken, den hartgefotzten Synodus von 'ner Bank, meinnetwegen den Minister selber — ich werde mit den Brüdern schon fertig. Aber hier... das ist mir neu...“

Er kratzte sich hinten im Genick und schüttelte den Kopf.

„Wissen Sie, ich bin kein Salon-

mensch, Frau Feddersen. Das fällt nach kurzem jedem auf, der mit mir zu tun hat. Ich hab' nicht die Zeit dazu gehabt. Mein seliger Vater hatte 'ne kleine Barbierstube in einem Nest an der Ostsee, wo sich die Seehunde Gutedacht lagen. Ich hatte keine Lust, auch Schaum zu schlagen. Da war im Städtchen der alte Salomon. Der handelte mit Getreide und gab den Besten Vorschläge auf die Ernte und nannte seine Bude ein Bantgeschäft. Da trat ich als Stift ein und legte den Laden... na... und dann kam ich nach Berlin, und dann ging es ja vorwärts mit Gottes Hilfe...“

Margarete sah ergeben da und dachte sich: Was hat er nur? Eine Sekunde hatte sie den verrückten Einfall: Er wird Dir doch nicht einen Antrag machen? Auf seinem Fingerring, auf den sie einen verstorbenen Blick warf, glänzte ein breiter, goldener Trauring. Der beruhigte sie. Er fuhr fort:

„Das gehört ja nun alles nicht hierher. Das kann Sie nicht interessieren!... Man soll sich überhaupt nicht um fremde Angelegenheiten kümmern! Das ist auch sonst mein überbrüchlicher Grundsatz. Ich habe lange mit mir kämpfen müssen, um in unserem Falle davon abzuweichen...“

Nun hielt sie es doch an der Zeit, einzugreifen. Zergend in Mißverständnisse lag da vor. Sie sagte:

„Ehe Sie fortfahren Herr Malloney... wenn es sich, wie ich vermute, um eine geschäftliche Annäherung an meinen Mann handelt, die ich vielleicht unter der Hand vermitteln soll: es tut mir leid: Ich lebe in Scheidung!“

(Schluß folgt.)

Zwei Künstler-Anekdoten.

In der Zeitschrift „Kunst und Künstler“ lesen wir die folgenden Anekdoten: Der Gott und die Birne. George Moore erzählt von Degas: Eines Tages begegnete ich ihm in der Rue de Maubeuge. „Ich hab's“, sagte er und war überaus froh, als ich ihn fragte: Was? Große Egoisten nehmen immer stillschweigend an, daß alle Menschen an das denken, was sie beschäfftigt. „Nun, den Jupiter, selbstverständlich den Jupiter.“ Und er nahm mich mit, ich mußte das Bild sehen; kein sehr guter Junge — gut, ja doch, ein bißchen langweilig — ein Jupiter mit buschigen Brauen und einem Donnerkeil in der Hand. Daneben hing eine Birne. Ich kannte die Birne, eine gestülpte Birne, auf sechs Zoll Umfang gemalt. Sie hing früher in Manets Atelier, sechs Zoll Umfang an die Wand gemalt. „Im Grunde gefällt mir die Birne besser als der Jupiter“, sagte ich zu Degas. Und Degas erwiderte: „Ich habe sie dahin gehängt, weil eine Birne, die so gemalt ist, jeden Gott umschmeißt.“

Whistler und Wilde. Eine erdichtete Unterhaltung im „Punch“ verurteilte folgenden Depeschwechsel: 1. Von Oskar Wilde an MacNeill Whistler: „Der „Punch“ zu albern — wenn Sie und ich zusammen sind, sprechen wir doch über nichts anderes, als über uns selbst.“ 2. Von Whistler an Oskar Wilde: „Aber besser Oskar, Sie irren sich. Wenn Sie und ich zusammen sind, sprechen wir über nichts anderes, als über mich.“

Der Name Medicine Hat.

Einer der merkwürdigsten Ortsnamen ist jedenfalls der obige eines nordwest-kanadischen Städtchens, das lange Zeit in amerikanischen Wetterberichten regelmäßig erwähnt worden ist. Eine indische Stammesgeschichte läßt den Großen Geist das Wetter für America an jener Stätte brauen. Doch der Ursprung des Namens ist ein anderer sein. Es wird darüber neuerdings geschrieben:

Vor langen Jahren lebte in der Nähe dieser Stätte ein Blackfoot-Häuptling, welcher nebst seinem Stamm leidenschaftlich jagte und viele Krieger gegen den Stamm der Crees führte. Er trug stets einen Kopfschuß von Federn, den er seinen „Medizin-Hut“ nannte. Weiße würden dafür etwa „Glücksbringer-Hut“ gefagt haben; der Indianer verfiel unter Medizin alles, was sein Leben günstig beeinflusst und je nachdem gute oder schlechte „Medizin“ ist.

Eines Tages hatte der Häuptling wieder ein hitziges Treffen mit den Crees, genau da, wo heute das Städtchen steht. Er und seine Leute, welche die Angreifer waren, kämpften sehr tapfer und schlugen den Feind in schmächtige Flucht, — da geschah es, daß ein heftiger Windstoß, der aus dem Westen kam, des Häuptlings magischen Kopfschuß jählings abriß und in den reißenden Eastwindhosen Fluß hinab schleuberte! Sofort verlor der Häuptling alles Vertrauen auf sich und seine Sache; und obwohl er den Sieg schon in seiner Hand hatte, wagte er es nicht, ihn festzuhalten, sondern floh über die Ebenen nach dem Felsgebirge zu; wie üblich, sagte ihm der ganze Stamm.

Und so erhielt das später hier gegründete Städtchen seinen einzigartigen Namen.